

2.1 Situationsberichte

2.1.2

Heide Rohse

Probleme der modernen Familie im Spiegel therapeutischer Praxis

Ein Erfahrungsbericht

- »Ich komme«, sagt das 17jährige Mädchen Vera mit kaum hörbarer Stimme, »weil ich Angst habe, daß meine Eltern sich trennen, das könnte meine Mutter nicht aushalten.«
- »Ich weiß nicht, was ich in dieser Welt werden soll«, sagt die Abiturientin Claudia, »es hat ja doch alles keinen Sinn, wenn jetzt das Ozonloch immer größer wird, werden wir sowieso bald nicht mehr leben. Sie können mir da auch nicht helfen. Ich komme, weil ich so total deprimiert bin.«
- »Ich kann überhaupt nicht mehr allein in einem Zimmer sein«, sagt die 16jährige Petra, »meine Mutter darf nicht weggehen, dann kriege ich Panik. Ich habe auch Angst, daß etwas Schreckliches passiert, daß ich erstarke, und niemand ist da, der mich rettet. Deshalb kann ich auch nicht mehr in die Stadt gehen, das ist doch schrecklich. In der Schule habe ich auch schon Panik gehabt vor Klassenarbeiten.«

Diese in der psychotherapeutischen Praxis eher alltäglichen Gründe, Hilfe zu suchen, zeigen zwar auf den ersten Blick noch nicht, inwiefern sich hier spezifische Probleme moderner Lebensformen in der Familie spiegeln, können aber doch meine therapeutische Perspektive deutlicher hervorheben: In allen Fällen handelt es sich um Konflikte, die nicht bewältigt werden konnten; ich sehe also das Scheitern in Familien eher als das Gelingen. Oder anders: Mir begegnen eher die an den Risiken moderner Lebensformen Leidenden, die Verlierer, nicht die Gewinner. Daß sie ihr Scheitern und das daraus entstehende Leid aber erkennen und aktiv nach Hilfe suchen, macht sie beinahe schon wieder zu Gewinnern, jedenfalls zu Hoffenden. Auch darin liegt eine Auswahl meiner Perspektive. Die wirklich Hoffungslosen kommen nicht mehr zum Psychotherapeuten.

Wenn ich meine Erfahrung mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen in psychoanalytischer Einzeltherapie im Blick auf die Spiegelung moderner Lebensformen vorsichtig gewichte, so zeigen sich mir folgende Problemkreise:

- (1) vor allem Konflikte, die im Zusammenhang mit der immer häufiger werdenden Trennung der Eltern stehen; dazu rechne ich nicht nur Ehescheidungen, sondern auch die Trennung von nicht verheirateten Paaren oder von vornherein allein lebenden Müttern, die ihre Kinder ohne Mann aufziehen wollen oder müssen, wo eine Trennung also schon vorgeburtlich stattgefunden hat;

- (2) weiterhin die spezifischen Probleme, die Kinder zeigen, die in Wohngemeinschaften aufgewachsen sind, in denen zwar vielfältige Kontakte zu Erwachsenen möglich sind, wo aber gerade oft die *eine* Person fehlt, die verlässlich zuständig anwesend ist;
- (3) andererseits zugleich jene Probleme, die im Gegenteil durch zu enge und einseitige Beziehungen in der Kleinfamilie entstehen, die Kinder »auf Gedeih und Verderb« den emotionalen Ansprüchen ihrer Eltern aussetzen;
- (4) gesondert zu betrachten ist außerdem die Bedeutung, die die Berufstätigkeit der Mutter in frühem Lebensalter für die Kinder hat; ist doch damit in der Regel die Trennung von der Mutter verbunden, noch bevor das Kind diesem Geschehen gewachsen sein kann.
- (5) Last not least wäre auch die Wirkung moderner Erziehungsstile wie der antiautoritären Erziehung darzustellen oder auch der Wertewandel in den Familien, z.B. bezüglich ihrer Einstellung zum »Recht« des einzelnen auf Befriedigung seiner Bedürfnisse und auf Selbstverwirklichung. Hier weitere Ausführungen zu machen, wäre aber ein zu »weites Feld«. Bei diesen Andeutungen muß es bleiben.

Ich möchte nun die eingangs zitierten Jugendlichen in ihren Lebensgeschichten exemplarisch im Blick auf die Spiegelung moderner Lebensformen darstellen. Im Zentrum der Probleme steht zwar die Trennung der Eltern, jedoch werden ebenso die genannten weiteren Problemfelder – soweit als möglich – einbezogen. Dabei geht es im ersten Fall um jenes Mädchen, Vera, die kommt, weil sie Angst um ihre Mutter hat, wenn die Eltern sich scheiden lassen.

1 Rückzug vom Dasein als »Bewältigung« einer drohenden Trennung

Vera¹ ist ein hochaufgeschossenes, junges Mädchen, das auffallend blaß, fast gläsern zerbrechlich wirkt. Sie lächelt freundlich, während sie über ihre lebensbedrohlichen Krankheiten in der Kindheit berichtet. Ich höre mit wachsendem, fassungslosem Staunen zu. Sie selbst scheint jedoch kaum berührt davon, berichtet im Gegenteil mit einer gewissen Genugtuung, daß sie sogar während eines akuten asthmatischen Erstickungsanfalls weiter mit ihren Puppen gespielt habe: »um meiner Mutter keine Sorgen zu machen.« Bestätigend und ebenso, ohne betroffen zu sein, berichtet die Mutter, Vera habe alle Einschränkungen über die Jahre ihrer verschiedenen Erkrankungen, die zum Teil mit monatelangem Bewegungsverlust einhergingen, »gut ertragen«. »Wenn ich sie nicht zu uns geholt hätte, hätte niemand bemerkt, daß sie da ist.« Ein »ideales« Kind – so die Einschätzung der Mutter. Eben weil Vera so still ist, hat die Mutter besondere »Antennen« entwickelt, um überhaupt

1 Alle Namen und lebensgeschichtlichen Angaben sind aus Datenschutzgründen anonymisiert. – Obwohl es in den nachfolgenden Vignetten durch die Zentrierung der Perspektive auf die Familiengeschichte so aussieht, als gäbe es ein einfaches Ursache-Wirkung-Verhältnis (von Trennung und Symptomatik), sind die Verhältnisse in Wirklichkeit erheblich komplexer: weitere wichtige psychodynamische Determinanten müssen hier unberücksichtigt bleiben.

zu bemerken, wenn sie Hilfe braucht – eine wirkungsvolle Einheit von Mutter und Kind, die bald zur tödlichen Falle wird.

Bei der Frage nun, wie dieser schleichende Rückzug von der inneren und – krankheitsbedingt – auch von der äußeren Wirklichkeit zustande kommen konnte (denn die Krankheit an sich motiviert ihn so nicht), stellt sich heraus, daß der Vater in der durch häufiges Kranksein des Kindes belasteten familiären Situation, zunächst durch diverse Aktivitäten außerhalb meist abwesend, bald eine außereheliche Beziehung einging und mit der Trennung drohte. Vera dachte damals, wenn sie etwas Belastendes, Sorge und Angst Hervorrufendes gesagt hätte, also ihre Schmerzen und ihre innere Verzweiflung den Eltern gezeigt hätte, würde der Vater erst recht weggehen. Auch der Vorwurf der Mutter gegenüber dem Vater, er kümmere sich nicht um sie und das Kind, entlaste sie nicht, helfe ihr nicht – dieser Vorwurf, der regelmäßig zu Streitszenen zwischen den Eltern führte, ängstigte sie und bestätigte sie im Glauben, sie sei schuld an der drohenden Trennung der Eltern und am Rückzug des Vaters von der Familie. Andererseits spürte sie auch auf einer unbewußten Ebene, daß ihre Krankheit in dieser Situation den Vater an die Familie zu binden vermochte und daß sie die Eltern damit auch davor bewahrte, sich mit ihrer Ehesituation auseinanderzusetzen zu müssen – also eben das zu verhindern, weshalb sie dann mehr als zehn Jahre später therapeutische Hilfe sucht: »Ich komme, weil ich Angst habe, daß meine Eltern sich trennen, das könnte meine Mutter nicht aushalten.«

Die gesamte Kindheit und beinahe auch Jugend Veras steht also im Schatten einer persistierenden Trennungskrise der Eltern, deren offenes Ausbrechen sie um den Preis des Selbstopfers zu verhindern sucht. Ihr Selbstverlust durch Rückzug ins Stillsein und Stillhalten, damals eine Notlösung, ist nun heute nicht einfach willentlich rückgängig zu machen, er wird ihr Gefängnis, das sie als solches selbst nicht mehr wahrnehmen kann, dessen Wirkung sie allerdings im Leiden an Entfremdung von Kontakt mit anderen, aber auch mit sich selbst schmerzlich spürt. Der Ausdruck eigener Gefühle und Wünsche wird als so gefährlich und andere gefährdend erlebt, daß nur noch der Rückzug in die Unwirklichkeit und Selbstentfremdung bleibt. »Wenn ich nicht mehr wirklich bin, nicht mehr selbst da bin, mich wie einen Gegenstand wahrnehme, dann kann ich hoffen, das Kunststück hinzukriegen, den status quo der Familie zu gewährleisten. Ich habe das Gefühl, ich lebe durch mein Leben hindurch, es berührt mich nicht, als ob es mich nichts angeht, als ob es an mir vorbeizieht.«

Der schweigende Rückzug von der Wirklichkeit ins Nicht-Dasein schafft eine dauernde innere Ungewißheit darüber, ob sie überhaupt leben darf; denn um leben zu können, müßte es ja möglich und erwünscht sein, da zu sein. Weil es nun real nicht möglich ist, nicht da zu sein, muß Vera einen Kompromiß zwischen Da-Sein und Nicht-Da-Sein, zwischen Leben und Nicht-Leben finden.

Eine Facette davon ist z.B. ihre beängstigende Rücksichtslosigkeit sich selbst gegenüber. Sie spürt einen unbezwingbaren Drang, sich niemals zu schonen, nicht auszuschlafen, sich nicht warm genug anzuziehen, bei Krankheit weiter zur Schule zu gehen, bis sie buchstäblich ohnmächtig wird, oder sie belastet sich nach Erkrankungen wieder zu früh und provoziert damit häufige Rückfälle.

So stößt sie sich einerseits ins Nicht-Dasein, indem sie auch körperliche Bedürfnisse einfach nicht wahrnimmt, in der Hoffnung, daß sie dann auch nicht da sind, andererseits ruft sie durch ständiges Krank- bzw. Unwohlsein die erhöhte Aufmerksamkeit anderer hervor. Ärzte, Lehrer und Eltern sind alarmiert und besorgt, zwingen sie gewissermaßen durch ihre Sorge ins Dasein, das sie dann wiederum aus inneren Gründen ablehnen muß. Aber auch sie selbst ist nun durch ihre Schmerzen gezwungen, ihr Dasein intensiv zu spüren.

Ein weiterer unseliger Zirkel tritt dann ein, wenn die Beschwerden bekämpft werden, weil sie gerade dadurch weitere Organe belegen müssen.

Wenngleich eine solche intrapsychische Entwicklung, wie ich sie in der Lebensgeschichte Veras dargestellt habe, noch viele andere Determinanten hat, und ich mich hier nur auf den Aspekt der Wirkung einer persistierenden Trennungskrise der Eltern beschränke, so scheint doch deutlich – und darauf kommt es mir an –, welche existentielle Notwendigkeit es für ein Kind ist, daß Eltern, die die »Welt« bedeuten, zusammenbleiben, daß keiner von beiden zu Schaden kommt; denn eine auseinanderbrechende Welt kann keinen Schutz geben, stellt im Gegenteil vor kaum ertragbare Angst. Gibt es irgendeine Möglichkeit, die Trennung der Eltern zu verhindern, wird ein Kind das tun, auch um den Preis des Selbstopfers wie im Falle Veras.

2 Verweigerung als »Bewältigung« einer erfolgten Trennung

Claudia, die kurz vor dem Abitur alles hinwerfen will, weil sie keinen Sinn darin sieht, irgend etwas zu werden, kommt, weil sie so deprimiert ist, zu nichts mehr Lust hat, nicht einmal mehr zum Essen. Sie hat denn auch bereits in bedrohlichem Ausmaß an Gewicht verloren. Als ihr rational zugängliche Begründung für ihr tiefes Sinnlosigkeitsgefühl gibt sie an, daß die Erde durch Umweltzerstörung und der Himmel durch das Ozonloch doch sowieso kaputt seien, es lohne also die Mühe nicht, irgendetwas zu tun.

Schon in ihrer äußeren Erscheinung macht Claudia deutlich, daß sie keine Hoffnung, aber auch kein Recht auf ein sinnvolles Leben zu haben glaubt. Sie ist etwa so groß wie ein neunjähriges Kind und außerordentlich zart gewachsen; ich wundere mich, daß sie auf ihren dünnen Beinchen überhaupt laufen kann. Immer frierend, in eine viel zu große Jacke eingewickelt, beinahe wie in ihr versteckt, sitzt sie da, verunsichert, kaum aufblickend, blaß, wie ein verschüchtertes, nie wahrgenommenes, verlassenes kleines Mädchen. Ich habe den Eindruck, sie habe sich in einer imaginären Ecke versteckt und beschlossen, nicht mehr weiterzuwachsen, mitzumachen, mitzuleben, als habe es sich irgendwann einfach nicht mehr gelohnt.

Claudia wird geboren, als ihr Vater noch studiert und ihre Mutter in einem schlecht bezahlten Beruf sowohl das Studium des Vaters als auch den Lebensunterhalt der Familie verdient. Claudia erinnert sich an ihren Vater nur als in »Arbeit eingeeigelt«, er war emotional nicht, real aber gelegentlich verfügbar, z.B. hat er abends manchmal Geschichten vorgelesen. Mutter lehnte aus ideologischen Gründen so etwas wie ein »antiquiertes« Familienleben ab. Das bedeutete keine regelmäßigen Mahlzeiten, frei nach den ideologisch-antiautoritären Erziehungsprinzipien: »jeder ißt, wenn er Hunger hat«, »Kinder gehen ins Bett, wenn sie müde sind« oder »Kinder spielen am liebsten allein mit anderen Kindern«. Die Mutter engagiert sich auch politisch, nimmt das kleine Mädchen mit auf Demonstrationen, anschließend in wechselnde Wohngemeinschaften, wo dann auch Mutter und Kind übernachten und sich um Claudia oft ihr völlig fremde Menschen kümmern. Eine eigentliche Erziehung wird von beiden Eltern abgelehnt; nie wird etwas verboten, die elterliche Wohnung ist als eine Art großer Kinderspielplatz eingerichtet. In dieser für Claudia chaotischen und desorientierenden Situation gibt es nun eine »altmodische« Großmutter, bei der das Kind bemuttert wird, bei der es mittags etwas Warmes zu essen gibt, bei der sie abends ins Bett gebracht wird und bei der bestimmte Dinge nicht erlaubt sind und die sie der Oma zuliebe dann auch nicht tun möchte. Kurz, von dieser Oma fühlt sich Claudia in ihren kindlichen Bedürfnissen wahrgenommen, sie ist der »Ofen«, an dem sie sich aufwärmen kann, der »Ruheplatz« in all der Turbulenz.

Als Claudia etwa 5 Jahre alt ist, hat der Vater erfolgreich sein Studium abgeschlossen. Inzwischen ist aber eine Entfremdung zwischen den Eltern eingetreten, Streit oder Beziehungslosigkeit beherrschen das Familienklima, so daß der Vater sich eine Stelle in einer entfernten Stadt sucht. Später wird dann die Scheidung der Eltern unvermeidlich. Damit zusammenhängend übersiedelt die Mutter ebenfalls in eine andere Stadt und bekommt gleichzeitig ein zweites Kind, den von ihr und dem Vater gewünschten Sohn. Innerhalb weniger Wochen verliert Claudia nun den Vater durch dessen Trennung von der Familie, die Mutter durch deren Hinwendung zu ihrem kleinen Sohn, das Kind, das sie als ihr eigenes wahrnimmt, und, was für Claudia beinahe am schlimmsten ist, die geliebte Großmutter. Diese bleibt am alten Wohnort zurück und ist nicht mehr erreichbar. Zuerst fleht sie den Vater an, sie doch mitzunehmen, verspricht ihm sogar den Haushalt zu versorgen, ihm Kaffee zu kochen, wenn sie noch etwas größer ist. Gelegentlich besucht er die Familie, aber nur, um den Bruder zu sehen; sie läßt er links liegen.

In dieser für Claudia in sich zerfallenen Welt, in der für sie bei niemandem mehr Platz ist, es keine Zugehörigkeit in einer wesentlichen Beziehung mehr gibt und auch die Beziehung zur Mutter leer bleibt, verweigert sie buchstäblich weiterzuwachsen, sich zu entwickeln und in einer Gemeinschaft mitzuleben. Konkret heißt das, daß sie später in der Schule desinteressiert bleibt, nicht lernen und auch nicht spielen will. Nichts lockt sie. In der Welt draußen mitzumachen hat keinen Sinn. So zieht sie sich früh in eine eigene »narzißtische« Nische zurück, die sie vor Schmerz und Verzweiflung schützen soll. Sie schreibt Tagebuch und liest viel. Eltern, Lehrern, Mitschülern, die nun auch besorgt sich ihr nähern wollen, gibt sie zu verstehen, daß sie niemanden braucht, daß sie sie alle »doof« findet. Auf diese Weise, indem sie den Spieß umdreht, gelingt es ihr zwar, sich vor der Angst und dem Schmerz zu schützen, verlassen zu werden, nicht geliebt, nicht gewollt zu sein. Gleichzeitig bedeutet dieser Schutz aber auch, daß sie keine Spiegelung ihres Daseins mehr erhält. Ihre seelischen Bedürfnisse nach Geborgenheit, Anerkennung, Anteilnahme leiden extrem Mangel, und ihre psychische Entwicklung nimmt Schaden. Natürlich kann sie sich in dieser

inneren Situation heute nicht mehr erlauben, Bedürfnisse nach Nähe wahrzunehmen; diese könnten sie ja zu den Menschen treiben, von denen sie nur Verlust erwarten kann.

Die weitreichenden Folgen dieses verzweifelten Rückzuges auf sich selbst können hier nur angedeutet werden: Altersentsprechende Autonomie kann sich kaum entwickeln. Ihre Identität muß unsicher bleiben; eine Phantasie von sinnvoller Zukunft mit einem eigenen wirkungsvollen Platz darin kann nicht entstehen; Kontakte, wenn sie überhaupt zustande kommen, können nur über die Pflicht, alle eigenen Wünsche altruistisch an den anderen abzutreten, gerechtfertigt werden. Das heißt, es bleibt ihr keine andere Möglichkeit, als die zentrale Angst ihrer Kindheit zu wiederholen, in Beziehungen nichts zu bekommen, verlassen zu werden und dieser Erfahrung hilflos ausgeliefert zu sein. Die Erfahrung, in dieser schmerzlichen Enttäuschung auch selbst verloren zu gehen und das Recht zu leben verwirkt zu haben, kann nur notdürftig durch die Verleugnung eigener Lebenswünsche, die sich auch in den eingangs zitierten Sinnlosigkeitsgefühlen spiegeln, kompensiert werden. Wenn aber die jetzt anstehende Entwicklung gelingen soll, bei der es letztlich um das Ergreifen eigener Lebenschancen geht, von der Berufsfindung bis zur Partnerwahl, dann müssen die inneren Verletzungen, die durch die Trennung der Eltern und deren Erziehungsstil entstanden sind, in einem mühsamen und langwierigen Prozeß verstanden und »überwunden« werden.

3 Spaltung als »Bewältigung« einer vorgeburtlichen Trennung

Petra ist die beste Schülerin ihrer Klasse; sie lernt gern, aber trotzdem hat sie panische Angst vor Klassenarbeiten. Sie zittert, bekommt Schweißausbrüche; nur wenn die Lehrerin neben ihr stehen bleibt und ihr beruhigend zuspricht, gelingt es ihr, sich zu konzentrieren. Zu dieser sie vor den Mitschülern beschämenden Angst kommen weitere multiple Ängste. Sie bekommt Panik, wenn sie allein ist, hat dann die Vorstellung zu ersticken, und niemand ist da, der ihr hilft. Oder sie hat Angst, von jemandem vergiftet zu werden und daran zu sterben, niemand könnte sie retten. Ganz allgemein überfallen sie immer wieder Ängste, etwas Schrecklichem ausgeliefert zu sein. Unter Menschen kann sie sich kaum von der Sorge lösen, andere fänden etwas an ihr auszusetzen, beobachteten sie und könnten sehen, daß etwas falsch an ihr sei. Alle diese Ängste haben dazu geführt, daß sie sich an Mutter und Stiefvater anklammert, kaum noch von deren Seite weicht und damit das Eigenleben der Eltern erheblich einschränkt. Umgekehrt trauen die Eltern ihr auch kaum noch einen eigenen Weg zu, überbehüten sie seit langem und bestärken sie so in der Überzeugung, daß die Welt unheimlich, bedrohlich und daß sie deren Schlechtigkeit und dem Bösen dort hilflos ausgeliefert sei.

Einen gewissen Trost findet sie im Religionsunterricht, »meine liebste Religion«, sagt sie. Dort findet sie bestätigt, daß es so viel Böses in der Welt gibt, vor dem man sich hüten muß, und daß Gott will, daß man Gutes tut, und er einen dafür liebt. Aber sie ist sich dessen nicht sicher, dieses Gute, was soviel heißt wie Nicht-Aggressive, auch tun zu können. So bemüht sie sich noch mehr, mit dem Ergebnis sich steigender Angstentwicklung. Nur in der Schule scheint es ihr zu gelingen, das Gute zu verwirklichen, ablesbar an den sehr guten Noten. Im Verhältnis zu ihrem kleinen Bruder, der aus der zweiten Ehe der Mutter stammt, beschuldigt sie sich, nicht gern mit ihm zu spielen, und berichtet, daß sie ihn einmal abholen mußte und auf diesem Weg mit ihm plötzlich keine Luft bekam, total steif vor Angst gewesen sei. Sie habe geglaubt, sterben zu müssen. »Alle Ängste führen bei mir auf den Tod hin«, sagt sie.

Petra ist ein lebhaft sprechendes junges Mädchen, das ängstlich Bestätigung für die Richtigkeit dessen, was sie sagt, bei mir sucht. Sie ist sichtlich beunruhigt über ihre Angst und die damit verbundenen Lebens einschränkungen. »Es macht mich so fertig, was ich alles habe und daß die Religion mir nicht hilft, meine Angst zu überwinden, aber es geht einfach nicht.«

In Petras Lebensanfang spiegelt sich gewissermaßen schon ihre spätere Unsicherheit wider. Sie wird unehelich geboren, die Eltern haben auch nie erwogen zusammenzubleiben. Sie ist unerwünscht, die Mutter gibt sie gleich nach der Geburt zu ihrer Mutter in Pflege, da sie selbst ganztätig weiterarbeiten muß. Der Vater taucht wohl hin und wieder auf, um Petra mit Geschenken zu überhäufen und sie mit Versprechungen, die er nie einlöst, die sie ihm aber glaubt, an sich zu binden. Sie liebt den Vater, sehnt sich nach ihm, während die Mutter ihn ablehnt, ihn vor Petra schlecht macht und eifersüchtig auf die Zuneigung Petras zu ihm ist. Petra ihrerseits lehnt deshalb die Mutter ab, sucht kaum Kontakt mit ihr, weil sie unbewußt fürchtet, damit die Liebe zum Vater zu verraten, ihn zu erzürnen und zu verlieren.

Eine weitere Komplikation entsteht durch die Beziehung zur Oma, bei der Petra ja real die meiste Zeit untergebracht ist und die sie versorgt.

Alles, was bei ihrem Vater erlaubt ist, ist nun bei der Oma verboten. So erzieht sie, indem sie ihr jede Eigeninitiative »abnimmt«, so daß Petra mit einem Jahr noch nicht krabbeln kann und später mit Hilfe einer Krankengymnastin laufen lernen muß. Die Oma hatte ihr alle eigenen Wege abgenommen, und Petra hat deshalb sehr früh gelernt, daß eigene Wege unerwünscht und gefährlich sind, und daß sie es nicht wagen kann, die Oma als einzig konstante Person dadurch zu verärgern.

Aber nicht nur die motorische, auch die damit zusammenhängende Entwicklung des eigenen Willens, die später für so wichtige Fähigkeiten, wie autonome Entscheidungen treffen zu können und sich damit in Ordnung zu fühlen, zentral ist, muß für Petra höchst gefährlich sein. So gefährlich, daß sie heute in Situationen, in denen Entscheidungen nötig sind, einen Angstanfall bekommt, um der Bedrohung auszuweichen, durch Eigenständigkeit das einzig sichere innere Objekt zu verlieren. Eine eigene Entscheidung zu treffen, heißt ja auch gleichzeitig, eine falsche Entscheidung treffen zu können, und das bedeutet für Petra, selbst falsch zu sein und deshalb verstoßen zu werden, letztlich, wie sie sagt, sterben zu müssen.

Tief in ihrem Inneren bleibt allerdings der Vater präsent als das genaue Gegenteil dessen, was Mutter und Oma vertreten. Um die damit verbundene seelische Verwirrung zu bewältigen, spaltet Petra nun die Eltern in einen guten und einen bösen Teil. Dazu muß sie die Liebe und die Sehnsucht zum Vater allerdings tief verdrängen und sich mit den mütterlich-großmütterlichen Prinzipien identifizieren. Damit hat sie die Welt in sich feindlich gegenüberstehende Gegensätze von Gut und Böse gespalten. So hofft sie, durch Ablehnung des Bösen und Hinwendung zum Guten ihre innere Zerrissenheit zwischen den Eltern zur Eindeutigkeit zu bringen. Allerdings um den Preis dauernder Angst, das Gute nicht zu erreichen und dem Bösen nicht ausweichen zu können, weder draußen noch drinnen.

Zu einem ersten Angstanfall kommt es, als sie 12jährig den in den bösen Schatten verdrängten, geliebten Vater »zufällig«, nach Jahren ohne Kontakt zu ihm, in der Stadt trifft. Sie flieht, will ihn nicht begrüßen, aber die Versuchung, angezogen zu werden vom Bösen, ist doch so groß, daß das Bollwerk der Spaltungsabwehr nicht hält, Panik und Verwirrung wiederkehren. In ihrer inneren Welt können nicht beide Eltern nebeneinander existieren, sondern entweder nur Vater oder Mutter, einer muß immer vom anderen getrennt sein, denn beide können nicht gut sein. Das heißt auch: Sie kann und darf nur einen von beiden lieben. Würde sie beide lieben, würde sie selbst auch böse. So »schützt« sie auch ihre Angst vor dem Alleinsein, die sie zwingt, sich immer ihrer Mutter zu versichern, davor, der Versuchung zu erliegen, sich dem geliebten bösen Vater zu nähern und die Mutter zu verlassen, die ihr doch Sicherheit in dieser bedrohlichen Welt gibt.

Schlußbetrachtung

Welche Folgerungen können nun aus den drei exemplarischen, jedoch eher alltäglichen Beispielen gezogen werden?

Ist es nicht naheliegend, eine Gesellschaft zu fordern, in der es wenigstens überwiegend intakte Familien, gelingende Ehen und damit auch glückliche Kinder gibt? Oder wenn das schon realitätsfernes Wunschenken ist, braucht dann nicht jedes Mitglied, besonders aber jedes Kind aus einer Scheidungsfamilie, wenigstens therapeutische Hilfe? Auch diese Konsequenz erscheint nicht durchführbar, wenngleich auch heute feststeht, daß Kinder durch die Trennung der Eltern Konflikten ausgesetzt sind, die sie in keinem Alter bewältigen können. Und auch die Eltern, die oft über lange Zeit Krisen und Erschütterungen ertragen müssen, sich in gegenseitigen, endlosen Schuldzuweisungen zermürben, brauchen sie nicht auch therapeutische Hilfe, um eine wirkliche emotionale Trennung voneinander zu schaffen? Sie allein nämlich könnte gewährleisten, daß die Eltern, obschon kein Paar mehr, für ihre Kinder dennoch Eltern bleiben können, ohne die Kinder in Loyalitätskonflikte zu verwickeln.

Aber der Anspruch auf therapeutische Hilfe für alle Beteiligten in einer Trennungssituation ist nicht durchführbar – einmal natürlich, weil viele Familien eine solche Hilfe nicht wünschen, zum andern, weil es an therapeutischer Kapazität fehlt. Darüberhinaus kann es nicht nur um professionelle Hilfe gehen, sondern hier sind alle gefordert, die mit der Familie in Kontakt stehen, natürlich auch die Lehrer der Kinder. Dabei kann es nicht um eine therapeutische Hilfe »im Kleinen« gehen, sondern um eine höhere Sensibilität für die emotionale Belastung besonders der Kinder.

In allen drei oben dargestellten Beispielen wird deutlich, daß die innere Situation für die Kinder ausweglos ist und daß sie sie nur jeweils spezifisch unter Aufgabe der eigenen emotionalen Existenz »lösen« konnten. Ob die innere Balance nur über Symptombildungen zu gewährleisten ist, hängt nicht unwesentlich davon ab, ob in der fraglichen Zeit für die Kinder eine Großmutter, ein Großvater, eine verständnisvolle Tante oder Lehrerin, ein Lehrer oder sonst ein Freund aus dem sozialen Verkehrskreis der Familie verfügbar ist oder ob gerade in dieser für Kinder extrem bedrohlichen Zeit, in der die Eltern naturgemäß zu sehr mit ihren eigenen Problemen beschäftigt, also für die Kinder nicht ansprechbar sind, ob gerade dann die Kinder niemanden haben, bei dem sie Verständnis und Geborgenheit finden. Es geht da einfach auch um Beistand, um Verlässlichkeit.

Wie oft sind gerade Lehrer in der Position, für diese Kinder eine Hilfe zu sein?! Nicht in einem therapeutischen Sinne, das wäre nach meinem Verständnis eher schädlich, aber im Sinne des Verstehens und Daseins. Das ist schon sehr viel, wenn man bedenkt, daß die seelischen Schmerzen für Kinder bei Trennung der Eltern noch auswegloser erscheinen als beim Tod eines Elternteils. Beide Verlusterlebnisse sind emotional nicht verstehbar: Bei der Scheidung kommt aber hinzu, daß die Eltern leben und deshalb auch zusammenbleiben könnten; weshalb sie es nicht tun, ist noch viel weniger einfühlbar für ein Kind, suggeriert doch das Am-Leben-Sein der Eltern diese Möglichkeit. Deshalb versuchen Kinder auch immer wieder, ihre Eltern zusammenzubringen. Das alles heißt natürlich nicht, daß Trennung nicht auch eine mögliche Konfliktlösung sein kann, die im Endeffekt auch für die Kinder das kleinere Übel ist; es heißt aber, daß es nötig ist, gerade weil Trennungen ein Spiegel für die Probleme der modernen Familie sind, also als Konfliktlösung immer akzeptabler werden, ein gesamtgesellschaftliches Bewußtsein dafür zu entwickeln, daß es sich im Falle einer Trennung oder Scheidung, wenn Kinder da sind, nicht um das Scheitern einer Beziehung handelt, die nur die beiden Beteiligten angeht, sondern daß in dieses Scheitern die Kinder als Opfer verwickelt sind. Opfer, die keine Chance haben, ihre ausweglose innere Situation ohne Hilfe emotional zu integrieren.

Heide Rohse ist Analytische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin in Göttingen.